Blätter
für
Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Sonntag den 25. September 1836.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) Nro. 77.

Türkisches Glück.

Genrebild vom Freiherrn v. Biedenfeld.

(Schluß.)

Auf ihrem Lager sitzend, empfing ihn die schöne Sultanin; Hoffnung und Lebenslust lächelten aus ihren Augen. Er ließ sich demüthig auf ein Knie nieder, bat um die schönen Hände, befühlte die Pulse, als ob er ihren Gang verstände, ließ die Zunge sich zeigen, stellte sich sehr erfreut bei ihrem Anblick, sprang auf und jubelte: „Ja! Ja! der Himmel ist uns gnädig; nach sieben Tagen ist die Sultanin befreit von allem Uebel, wenn sie gehorcht, vertraut, und regelmäßig des Trankes sich bedient."

„Allah hat Dich gesendet!" lispelte Zora mit süßen Lauten, „ich baue ganz auf Dich. Befiehl, was muß ich thun?"

Melira eilte an die Thüre, winkte hinaus und der Sklave erschien mit der ersten Flasche des Trankes und einer großen Schale. Nach Gutdünken goß er davon in die Schale und bedauerte, daß seine Kunst ihm nicht erlaubte, Angenehmes und Süßes zu bereiten.

Stolz und entschlossen richtete sie sich empor, sah freundlich in das starre Auge des Arztes und trank den herben Aufguß, ohne abzusetzen, preßte ihr Tuch in den Mund und legte sich rasch zurück auf die schwellenden Polster.

Ruhe gebot nun der Arzt, und bat selbst den Sultan sich zu entfernen. Selim gehorchte dem Fischer, winkte ihm im Vorsaal zu sich und frug: „Hoffst Du wirklich, sie zu retten, oder flößest Du nur Trost ein, um ihre letzten Stunden zu versüßen?"

„Schlägt der Trank gut an, so ist sie gerettet; denn schwören kann ich Dir, daß, so lange die Welt steht, solch' ein Trank nicht bereitet worden ist. Thut Allah ein Wunder an seiner Auserkornen, so kann sie wohl vor dem siebenten Tag genesen, aber dem Laufe der Natur gemäß müssen wir geduldig die Abendstunden des siebenten Tages abwarten."

„Wohl Dir, wenn es also wird. Dein Sultan wird Dir zu lohnen wissen!"

Er mußte im Serail bleiben wie ein Gefangener, während alle Beamte und Sklaven angewiesen waren, ihm zu gehorchen.

* * *

Melira verlebte Tage der Höllenangst mitten in den ungewohnten Genüssen aller Herrlichkeiten des sultanischen Pallastes. Er hielt es für unmöglich, daß die schöne Zora die Masse dieses Trankes überleben könnte, und konnte doch kein Mittel ersinnen, dem drohenden Schicksal zu entfliehen. Denn, wie oft und wohin er auch ausgehen mochte, die Janitscharen wichen nicht von seiner Seite.

Im Serail selbst war Mustapha Aga fortwährend um ihn und ließ ihn nicht aus den Augen. Dafür verschmähte er aber auch nicht, im stillen Gemach zuweilen ein Fläschchen Cyper oder Scio mit ihm auf der Sultanin Gesundheit zu leeren. Dann wurde er freundlicher, zuthulicher, geschwätzig.

In einer solchen Stunde erfuhr er denn auch genau, wie er eigentlich zu der Ehre gekommen war, die Sultanin kuriren zu sollen. Seine holde Mariora war in das Serail gekommen, hatte alle Welt so lange und so dringend bestürmt, bis sie bei dem Sultan vorgelassen wurde, und zu diesem gesprochen: „Mein hoher Herr, verzeihe Deiner Sklavin, daß sie zu Deiner hohen Pforte sich heranwagt; allein es gilt Gesundheit und Leben der Sultana. Ich Arme litt genau an demselben Uebel, und war bereits von allen Aerzten aufgegeben, an dem Rand des Grabes, als Melira, der Fischer, mein Gatte, einen Trank mir bereitete und eingoß, wornach ich binnen wenigen Tagen genas und niemals wieder krank wurde. Melira ist nun des Glaubens, daß er seine unfehlbare Arznei nur für Christen anwenden dürfe, und bedenkt nicht, daß der Sultana Leben mehr Bedeutung und Werth hat, als das Daseyn aller Christen zusammengenommen. Standhaft weigert sich der Eigensinnige, helfen zu wollen. Aber, hoher Herr, wirst Du selbst ihn an seine Pflicht erinnern, seinen Eigensinn bestrafen und bei längerer Weigerung mit dem Tod ihm drohen, so wird er sich beugen, den Trank bereiten und die Sultana retten!"

„Schlange!" rief Melira, „das hat ihr Poläopulo, der böse Geist, eingegeben, um mich bei Seite zu schaffen und mein Leben dem Zorn des Sultans preiszugeben. Aber beim heiligen Kreuz, beide sollt ihr mir dafür büßen, bevor ich selbst hier enden werde."

Er versank in düsteres Träumen und brütete die ganze Nacht hindurch über Ränken und Plänen, wodurch er die Falschen eben so gewiß verderben könnte, wie sie ihn ins Unglück gestürzt, und schwachvollem Tode preisgegeben hatten.

Ermattet schlief er erst am späten Morgen ein.

* * *

Kanonen donnerten in den Hafenbatterieen, Kanonen antworteten von Asien herüber und längs der See hin von allen Kastellen; alle Schiffe flaggten; von allen Minarets tönte der Ruf an die Gläubigen, zu außerordentlichem Gebet sich zu versammeln; durch alle Vorstädte und Straßen zogen die Boten des Sultans, um allen Armen Fleisch und Reis zu vertheilen; ganz Konstantinopel jauchzte, alle Großen des Reichs drängten sich nach dem Serail, alle Großbotschafter Europa's beeiferten sich, ihre Freude zu bezeugen — denn Zora hatte ihre volle Genesung kund gegeben, obgleich seit der neuen Kur des Wunderdoktors der dritte Tag noch nicht verstrichen war.

Melira schlief noch immer und träumte wilde Träume der Rache. Taub für den allgemeinen Lärm rings um das Serail, lag er auf sein Polster hingestreckt, als die Sultanin ihn vorzuführen befahl, um dem Retter ihres Lebens zu danken. — Mustapha Aga hatte Mühe, den

Schläfer aufzurütteln. Von seinem Anblick erschreckt, sprang der Fischer rasch empor, rieb sich die Augen und rief hastig: „Was willst Du jetzt schon von mir? Laß mich: noch ist der siebente Tag nicht vorüber, noch hat die Sultana nicht alle Flaschen geleert!“

„Um so größer ist Dein Ruhm, um so glänzender Dein Verdienst, um so herrlicher wird Dein Lohn seyn, denn die Sultana hat sich vollkommen gesund von ihrem Lager erhoben.“

„Gesund? vollkommen gesund? Träumst Du?“

„Hörst Du den Donner der Kanonen, den Jubel der Stadt? Alle Moslem preisen Allah, den Gott der Gnade, und jauchzen Beifall Dir, seinem edlen Werkzeug!“

„Sie ist gesund von meiner Arznei? Ich weiß wirklich nicht, ob ich mich freuen, ob ich verrückt werden soll! Gesundet von diesem Tranke!? Nun möchte ich wissen, weßhalb die Aerzte jahrelang studiren und ihre schönste Lebenszeit an den Büchern zubringen! Mustapha Aga — liebster Mustapha, goldner Aga — sprich: treibst Du Deinen Scherz mit mir? Willst Du die letzte Stunde mir versüßen? Hast Du die seidene Schnur für mich etwa schon in der Tasche?“

„Schweige und folge mir zu der Sultana. Freue Dich Deines schönen Werks, und wenn es Dir wohlgeht, so gedenke Deiner guten Freunde.“

„Und der Bastonade von ehevorgestern?“

„Possen! Komm, daß die Hoheit nicht ungeduldig werde!“

Auf einem mit gründamastnen Vorhängen umschlossenen und überwölbten Söller, unter blühenden Granaten, Myrthen, Orangen und Jasminen saß die Sultanin auf weiß atlassener Ottomane, frischer und blühender, als alle Blumen rings umher. Freundlich winkte sie dem schüchtern hereintretenden Fischer, näher zu kommen, und lächelte so mild und erquickend, wie der erste Sonnenstrahl nach der Regenzeit, als sie die schneeige Hand zum Pulsfühlen ihm hinhielt.

Zitternd hielt er die warme Hand lange zwischen seinen harten Fingern; seiner selbst und aller Dinge rings um ihn her fast unbewußt, stammmelte er vor sich hin: „Bei Gott, sie ist gesund, kerngesund, so frisch wie ein Aal im Bosphorus. Nimm's nicht übel, lieber Herrgott, daß ich in Deine Wunder Dir pfuschte, aber ich kann nichts dafür!“

Der Söller füllte sich mehr und mehr mit Pallastbeamten aller Ränge und Farben, immer schreiender und lauter wurde der Jubel in der ungeheuern Stadt, Hunderttausende umtosten den Sultan, als er vom Gebet aus der großen Moschee wieder in das Serail ritt.

Sechs Mohren traten herein mit einem prachtvollen Kasten auf ihren Schultern. Sie setzten ihn vor Melira nieder, und die Sultanin sprach mit allem ihr so eigenthümlichen Liebreiz: „Retter meines Lebens, empfange hier von Zora's Dankbarkeit die kleine Gabe, und gebiete den Sklaven, welche fortan die Deinigen sind, wohin sie es tragen sollen.“

Melira stürzte mit dem Antlitz zur Erde und stammelte: „Hohe Frau, allzureich lohnst Du mir Unwürdigen, was der Himmel als ein Wunder an Dir gethan hat. Fort, Sklaven!“ sprach er aufstehend, „in meine Hütte zu Pera! Ihr bewacht Alles, bis ich selbst heimkehren werde, und laßt bis dahin keinen Menschen die Schwelle überschreiten.“

Neckend frug die glückliche Sultanin, ob sie im Garten der freien Luft sich aussetzen dürfte, warf lachend den Schleier über und eilte fröhlich hinab, als der Fischer ganz verdutzt ihr erwiedert hatte: „Wandle, wohin Dir beliebt, der Himmel geleite Dich!“

Kaum war dieser Sturm des Glücks vorüber, so ließ der Sultan selbst zu feierlicher Audienz ihn entbieten und empfing ihn im großen Saal des Divans. Mit warmer Herzlichkeit dankte Selim für die Rettung seiner theuren Zora, ließ ihm ein Geschenk von sechstausend Dukaten und einen Ehrenkaftan überreichen, und befahl, den Ferman vorzulesen, kraft dessen Melira von Stunde an zum Leibarzt der Hohen Pforte ernannt wurde, und alle übrigen Aerzte in Konstantinopel ihre Praxis verloren, wofern nicht der neue kaiserliche Leibarzt nach einer Prüfung sie als Aerzte anerkenne und darüber ein schriftliches Zeugniß ihnen ausstellen würde.

Dieser Ferman wurde in ganz Konstantinopel verkündet und erhob den armen Fischer zu einer der wichtigsten Stellen am Hof. Er erhielt eines der stattlichsten Rosse mit reichem Geschirr aus dem kaiserlichen Marstall und ebenfalls sechs Sklaven in prächtigen Gewändern zum Geschenk und bedeutende Antheile an den Bosphoruszöllen als Jahresgehalt. Wie ein gemachter Mann sah er aus in dem prächtigen, seidenen Kaftan.

Er taumelte berauscht und kaum noch seiner Sinne mächtig durch die Hohe Pforte hinaus, und wäre unter der Last dieses Glücks zu Boden gesunken, wenn nicht die Sklaven ihn flink auf das Roß gehoben, dessen Zügel ergriffen und es schnell gen Pera geleitet hätten.

Einem Wunderthier gleich, wurde er auf allen Straßen umdrängt und begafft und mit Jubel empfangen; halb Konstantinopel war auf den Beinen. Kein Arzt durfte sich sehen lassen an diesem Tage, er wäre von dem Volk gesteinigt worden.

* * *

Der Glückliche konnte kaum eine Stunde Zeit gewinnen, um seine Schätze zu überzählen. Zwölftausend Dukaten hatte die Sultanin, sechstausend der Sultan ihm gegeben. Wie das Haus ordnen und den zwölf Sklaven Unterkunft verschaffen in der jammervollen Hütte? Mit dem Geld waren nun plötzlich Sorgen und Bekümmerniß unter sein Dach geschlichen, wo er einst so friedlich geschlafen hatte.

Alle Würdenträger des Reichs eilten herbei, ihm Glück zu wünschen und seiner Gunst und Kunst sich zu empfehlen. Wer ihm wenige Tage zuvor für einige Pfennige Fische abgekauft hatte, beehrte ihn jetzt mit den süßesten Worten und bedeutungsvollsten Redensarten.

Der Arme war in tödtlicher Verlegenheit, und verwünschte hundertmal sein treuloses Weib, den Sultan, die Sultanin, sein Glück. Wie gern hätte er seine Netze ergriffen, den Kahn bestiegen und selbst auf stürmischem Meer wieder einen Fischzug unternommen!

Nicht acht Tage halte ich es aus! dachte er bei sich selbst, und sann auf Mittel, mit dem schönen Gold in ein anderes Land zu entfliehen. Seine Unwissenheit mußte ja an den Tag kommen und ihn zu Schanden machen. Bekannt mußte werden, daß nur ein blinder Zufall die Sultanin gerettet, nur ihr Glaube sie erhalten habe.

Oeffentliche Schande, Züchtigung, seidene Schnur, Henkerschwert und Spieß schwebten ihm stets drohend vor Augen.

Auch der Patriarch machte ihm die Aufwartung. Erröthend, tief beschämt empfing er den heiligen Vater seiner Glaubensgenossen und beugte sein Angesicht tief vor dem Hochwürdigen. Aber dieser hob ihn freundlichst empor, zog ihn an sein Herz und an seinen Mund, umarmte ihn brüderlich, und empfahl seinem edlen Herzen das Wohl der griechischen Christenheit, namentlich der Geistlichen und der Kirche.

Dies war seit vielen Tagen der erste freudige Augenblick für Melira. Er fühlte die Macht, sich rächen zu können, den Feind seines Lebens zu vertilgen. — Sein Herz strömte über von Galle, zügellos wüthete der Zorn gegen Paläopulo, den Erzschelm. Zitternd versprach ihm der Patriarch glänzende Genugthuung.

Am andern Tag schon war Paläopulo verbannt und kam in Konstantinopel nie wieder zum Vorschein.

Die quälendste Plage kam erst. Die Kranken aller Nationen bestürmten ihn um Rettung und Hülfe, und sendeten bedeutende Geschenke vorhinein, um jede abschlägliche Antwort unmöglich zu machen. Keiner der andern Aerzte besuchte nach jenem Ferman mehr einen Kranken.

Melira wußte in dieser verzweifelten Lage sich nicht besser zu helfen, als, indem er selbst krank zu seyn

vorgab, und als Ursache die Leiden und Anstrengungen der vergangenen Woche vorschützte. Fester als je, war er entschlossen, mit seinem Geld in ein anderes Land zu entfliehen und einen soliden Handel mit Fischen zu etabliren.

* * *

Als er des andern Morgens erwachte, saß ein kleines, schwarzgelocktes Männchen mit Adleraugen und einer Habichtsnase laurend an seinem Lager.

„Wer bist Du? Was willst Du? Wie kommst Du hierher?"

„Ich bin Asseris, ein junger Arzt, aus dem Saamen Abrahams; der Sklave, der für Deinen Tisch sorgt, kennt mich, seitdem ich Arzt geworden, und berief mich hieher, um an Deinem Lager zu wachen, weil er Dich für krank hält."

„Der gute Kerl hat recht, ich bin krank — es ist mir so schwer in allen Gliedern."

„Du irrst, großer Leibarzt, Du bist nicht krank."

„Nicht krank? Willst Du das besser wissen, als ich selbst es fühle?"

„Nicht krank bist Du, sondern übermächtig aufgeregt von allen Erscheinungen und Ergebnissen der letzten Tage. Die Bastonade, die Todesangst, der Aerger mit Deiner Frau, die ungewohnten Speisen und Getränke haben Leib und Seele in einen krankhaft gereizten Zustand gebracht. Sehr krank werden kannst Du und wirst Du — wenn Du nicht Vorsicht anwendest."

„Krank werden kann ich, werde ich?"

„Gewiß! Weil Du nun kein Arzt bist, von Arzneien gar nichts verstehst, so hielt ich es für Nachbarspflicht, in solchem Zustand Dir beizustehen und alle Hülfsmittel meiner Wissenschaft Dir freundlichst zu bieten, damit Du gesund bleibest, und Deine Pflichten erfüllen kannst als Leibarzt des kaiserlichen Hauses."

„Woran erinnerst Du mich!?"

„Ganz offen will ich mit Dir sprechen. Dein Sklave und die abgebrochenen Worte während Deiner lebhaften Träume verriethen mir, daß Du allem Glück und Glanz in Konstantinopel entsagen und mit Deinem Geld entfliehen willst."

„Mensch! das hat der Teufel Dir gesagt! Verrathe mich nicht. Kann ich denn bleiben? Darf ich bleiben?"

„Freilich! Du mußt sogar bleiben. Thorheit, ja Frevel wäre es, dem Glück, das so wunderbar Dir zufiel, feig und einfältig den Rücken zu wenden. Zum Leibarzt des Sultans hat der Zufall Dich gemacht; wohlan, so bleibe Leibarzt und genieße alle Vorzüge und Vortheile dieses hohen Standes. Wer wird mit elenden paar tausend Dukaten sich begnügen, wo Hunderttausende zu gewinnen sind?"

„Allerliebst! Aber Du hast gut reden! Leibarzt soll ich bleiben, um bei der nächsten Gelegenheit gespießt oder erdrosselt zu werden? Kein Heftpflaster weiß ich zu machen, keine Purganz aufzuschreiben, keinen Puls zu fühlen."

„Dies Alles ist auch gar nicht nöthig, sofern Du nur sonst Deinen gesunden Verstand anwendest. Hier kannst Du Leibarzt seyn, Jahr aus Jahr ein Kranke heilen, Aerzte examiniren und Licenzen ertheilen, ohne ein Jota von der Wissenschaft zu verstehen."

„Leute soll ich examiniren, welche mehr verstehen, als ich selbst?"

„Davor darf Dir nicht grauen, das geschieht täglich im christlichen Europa. — Höre mich ruhig an, und Du wirst einsehen, daß Du ohne eine ungeheure Portion von Dummheit nicht daran denken darfst, Deinen jetzigen Standpunkt zu verändern, oder aus Konstantinopel zu entfliehen. Ich habe in Deutschland, Frankreich und Italien die Arzneikunde tüchtig studirt; die Natur selbst begabte mich mit allen Eigenschaften für dieses problematische und schwierige Wissen; die Uebung in den größern Krankenanstalten schärfte meinen Blick und berichtigte manche Theorie. Meinem Wissen lediglich vertrauend, wanderte ich hieher, und war eitel genug, zu glauben, daß hier im Reich der Barbaren Verstand und Wissen genügen müssen, um ein glänzendes Glück zu machen. Ohne Bekanntschaft, ohne Empfehlung kam ich hieher — und habe es bis heute weiter nicht bringen können, als einige Sklaven zu kuriren, oder einem unwissenden Modearzt als Famulus zu dienen. Dein sonderbares Geschick erschien mir als ein Ruf des Himmels. Ja, Melira, wir Beide stehen am Wendepunkt unseres Lebens und eilen einem glänzenden Zenith entgegen, sofern Du nur willst. Dir fehlt Wissenschaft, und mir fehlt Gelegenheit, meine Wissenschaft zu bewähren und meine Kunst zu üben. Wohlan denn, Fischer-Leibarzt, laß uns einen Bund hier schließen, wornach Einer dem Andern gebe, was ihm fehlt, und wir Beide eigentlich nur Eins bleiben, so lange der Tod uns nicht trennt."

„Höre, Du scheinst mir ein pfiffiger Jude zu seyn und Recht zu haben. Deine Worte leuchten mir vollkommen ein, aber ich verstehe nicht, was Du willst."

„Dennoch ist nichts leichter. Du nimmst mich als Deinen Lehrling und Famulus auf, behälst mich bei jedem Krankenbesuch an Deiner Seite, stellst mich als talentvollen eifrigen Jünger vor, auf welchen Du all' Dein Wissen verpflanzen willst; gibst jeden Puls auch mir zu fühlen, forderst mich auf, die Kennzeichen der Krankheit, ihren Stand und wahrscheinlichen Gang Dir zu nennen, die geeigneten Mittel Dir zu bezeichnen; lobst meine Einsicht oder tadelst meine Uebereilung, wie es Dir gerade einfällt, und ich schreibe die Recepte oder bereite die Arzneien in Deinem Namen."

Das leuchtete dem Fischer ein. Er schnellte von dem Lager empor, faßte den jungen Doktor mit beiden Fäusten an der Schulter, und sah ihm starr ins Gesicht mit funkelnden Blicken und rief: „Spitzbube, wie heißest Du?"

„Asseris nennt man mich!"

„Topp, Asseris! der Bund ist geschlossen; wir sind und bleiben zusammen der kaiserliche Leibarzt, wollen Konstantinopel kuriren und uns selbst Geld und Spaß machen, so viel immer möglich! Du bist ein ächter Doktor; all' mein Unwohlseyn ist verschwunden! Ein gottseliger Rausch beschließe den heutigen Freudentag"

Natürlich mußte die Fischerhütte verlassen werden. Man bezog eine köstliche Wohnung, unfern des Serails. Asseris schmückte das Studierzimmer des Leibarztes mit prachtvollen wissenschaftlichen Werken in allen Sprachen, mit Sammlungen von getrockneten Pflanzen, Skeletten, Würmern in Spiritus, Mineralien und Mißgeburten, so daß das Ganze einen ungeheuer gelehrten Geruch verbreitete und Respekt einflößte vor dem Herrn so vieler seltsamen Dinge.

Ohne Meliras schriftliches Attestat sollte kein Arzt in Konstantinopel ferner praktiziren dürfen, und Jeder für ein solches Attestat eine artige Gebühr an den Aussteller zahlen. Der schlaue Asseris hatte für alle berühmte Aerzte der Stadt solche Atteste aufgesetzt und den kaiserlichen Leibarzt beredet, den Stolz dieser Männer zu schonen, und ohne ihr Gesuch das Attestat unentgeltlich ihnen zu senden und allerhöflichst ihrer Freundschaft sich zu empfehlen. Freundliche Zusammenkünfte wurden veranstaltet, worin Asseris, um Beweise von seinen Fortschritten abzulegen, über die schwierigsten Materien der Wissenschaft sehr gelehrte und glänzende Vorträge hielt. Er gab sich lediglich für einen Schüler von Melira aus. Welche Gelehrsamkeit muß erst der Lehrer eines solchen Schülers inne haben! Alle Aerzte waren versichert, stets die neuesten Werke der Wissenschaft aus ganz Europa, deren Titel sie oft kaum noch kannten, in der Bibliothek des Melira zu finden. Sie staunten um so mehr über die Charakterfestigkeit dieses ewig sinnenden und studirenden Mannes, der unter keiner Bedingung dahin zu bringen war, daß er jemals mit Gelehrten oder Profanen seiner Wissenschaft sich rühmte, in wissenschaftliche Gespräche sich einließ, mit seinem Uebergewicht sich breitmachte.

Seine Lieblingsunterhaltung blieb die Fischerei. Wie blitzt sein Auge, wie streckt sich sein etwas gebeugter Rücken, wie glättet sich die Stirne von all' den Runzeln der gelehrten Sorgen, wenn er die Fischerjacke wieder auf dem Leib, das breite Ruder in der Hand,

den leichten Nachen besteigt, den frischen Duft der salzigen Wogen athmet, die kühle Nachtluft in langen Zügen trinkt!

Welch' ein Jubel aller Fischer von Pera, wenn der mächtige Leibarzt des Großsultans in ihrer Mitte erscheint, wie einer ihresgleichen, und auch hier als der Gewandteste und der Geschickteste sich bewährt! Wie beten sie den Namen an, der jährlich so hübsche Sümmchen der Zunft schenkt, und so manches Fäßchen Wein mit seinen Kameraden nach frohem Fang verzecht!

Nie ist ein Mann durch List eines Pfaffen und Schlechtigkeit seiner Frau so glücklich geworden!

Er lebt noch, geachtet und geliebt von vielen Freunden, besucht von vielen Fremden, von allen Fischern und Armen angebetet. Sein treuer Asseris ist einer der bedeutendsten Aerzte von Konstantinopel und war edel genug, das Geheimniß seines Herrn und Meisters nie zu verrathen.

Melira selbst vertraute es dem Arzt Perdikaris und erlaubte ihm sehr freundlich, durch öffentliche Erzählung dieser seltsamen Begebenheiten die schwere Last — für einen großen Gelehrten gelten zu müssen — von seinem alten Haupt zu wälzen.

Paläopulo sühnte durch seinen Tod gewissermaßen sein Leben. Er starb mit dem Kreuz in der Hand am blutigen Tag von Tripolitza an der Spitze der Hellenen, nachdem Mariora sich längst von ihm getrennt hatte. Sie wurde Katholikin, und lebt jetzt als Gemahlin eines angesehenen Mannes zu Ankona, wohin Melira ihr zu ihrer Vermählung ein bedeutendes Geschenk gesendet, und sie die Urheberin all' seines Glücks genannt hatte.

Ich erzähle hier einfach und schmucklos nach, was ein Professor aus Patras auf dem Kaffehause des Herrn K. Theuß zu Weimar sehr lebhaft und pantomimenreich in vier Sprachen zugleich vortrug.

Miszellen.

Aus Lyon vom 15. d. meldet man, daß es den Soldaten vom Genie, nachdem sie 13½ Tag ununterbrochen, selbst die Nacht hindurch gearbeitet hatten, endlich gelungen war, den (wie im letzten Blatte mitgetheilt) in einem eingestürzten Brunnen zwischen Brettern zusammengedrückten armen Arbeiter Dufavel durch den neben dem Brunnen hinabgetriebenen Schacht, wobei man mit stets wiederkehrenden Hindernissen zu kämpfen hatte und daher nur sehr langsam vorrücken konnte, glücklich zu befreien. Man kann sich vorstellen, was der Unglückliche während der langen Zeit, wo er sich in dieser entsetzlichen Lage befand, leiden mußte; doch verließ ihn sein Vertrauen auf Gott nicht, und es hat ihn nicht getäuscht. Eine zweckmäßige ärztliche Behandlung läßt hoffen, daß das ausgestandene Ungemach keinen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit haben wird. Selten fand ein Bedrängter so allgemeine Theilnahme.

Vor dem Civilgericht der Seine ist wieder ein Prozeß in Sachen eines Passagiers, der durch das Umwerfen eines Eilwagens Schaden nahm, gegen die Administration der Posten entschieden worden. Ein Dr. Aubenas hatte sich auf die Mallepost gesetzt, um nach Montélivart zu fahren; unterwegs brach die Einrichtung zum Sperren und der Kondukteur weigerte sich, sie repariren zu lassen, weil dies eine Stunde Aufenthalt veranlassen würde; kurz darauf gingen auf einem steilen Abhang die Pferde durch, Hr. Aubenas rettete sich durch einen Sprung, der Wagen aber wurde ebenfalls abseits gerissen und zerschmetterte ihm das Bein. Auf angestellte Entschädigungsklage erklärte das Gericht die Postadministration verantwortlich für Unglücksfälle, welche durch Unvorsichtigkeit ihrer Angestellten entstehen, und erkannte Hrn. Aubenas 30,000 Fr. Schadloshaltung zu, wovon die Postadministration $\frac{19}{20}$ und der Posthalter, welcher die durchgegangenen Pferde lieferte, $\frac{1}{20}$ zu tragen hat.

Zwei astrologische Freunde Wallensteins, der eine besondere Vorliebe für die Italiener hatte und daher auch seinem Feinde Piccolomini so blindlings zu seinem Unglück vertraute, waren Giovani Bironi und der Genueser Gianbattista Seni, den er nach Eger kommen ließ und ihnen eine jährliche Besoldung von 1000 Thaler aussetzte. Mit diesen schloß er sich ganze Tage lang zu astrologischen Untersuchungen ein, die aber oft nicht seiner vorgefaßten Meinung schmeichelten. Den Abend noch, als er ermordet wurde, stritt er sich mit Seni und behauptete, eine angedeutete Gefahr dieses Tages sey vorüber, da dieser das Gegentheil mit triftigen astrologischen Gründen zu beweisen suchte. Er hatte eben das Zimmer verlassen, als Wallenstein erstochen wurde.

Ein Oberst, der gern viel von sich, seinen Verdiensten und Diensteifer sprach, sagte in einer Gesellschaft:

Sie können nicht glauben, was ich alles zu thun habe. Beim ganzen Regiment ist keiner, der mir meine Geschäfte erleichtert. Ich bin nicht allein Kommandeur vom Regiment, sondern ich muß auch mein eigner Rechnungsführer, Hauptmann, Lieutenant und Gott weiß, was alles noch seyn.

„Auch Ihr Trompeter?" fragte eine Dame ironisch.

Ein sehr inhaltreicher Spazierstock wurde, wie Blätter von Newcastle erzählen, in jüngster Zeit dem Geometer Sopwith daselbst als Geschenk überreicht. Er enthält nämlich, obschon er nicht viel dicker seyn soll, als die dermaligen fashionablen Stöcke, zwei Tintenzeuge, Federn, ein Federmesser, einen Papierstreicher aus Elfenbein, Zündhölzchen, Siegellack, Oblaten, ein Petschaft, eine Wachskerze, mehrere Bogen Brief- und Kartenpapier, einen vollkommenen Apparat zum Zeichnen, Bleistifte, Haarpinsel, Kautschuk, Tusche, einen Thermometer und einen Kompaß. Alles ist so eingerichtet, daß man jedes Instrument mit aller Bequemlichkeit benutzen kann.

In der Nähe von Girvan in Schottland bemerkte unlängst ein Landmann mit seinen Leuten, wie ein Wiesel mehrere von den Schwalben in den Sand gebaute Nester angriff. Kaum war der Angriff geschehen, als auch schon eine Anzahl der tapfersten Schwalben auf den Räuber losstürzte, ihn am Schweif packte, die Hinterfüße in die Höhe hob und ihn mit großer Gewandtheit den Abgang hinabstürzte, auf den diese Nester reihenweise aufgebaut waren. Das Wiesel wiederholte seinen Angriff mehrere Male, ward jedoch immer auf dieselbe Weise zurückgewiesen, und ließ endlich ganz erschöpft seinen Gegnern den Sieg.

Herr de Caux besitzt in seinem Schloß von Voyau, bei Trelon im Departement du Nord, ein junges, hübsches Pferd, dessen Farbe sich schon dreimal geändert hat. Bis in sein zweites Jahr war es röthlich braun, später wurde es apfelgrau; bald hernach bekam es seine erste Farbe wieder, und in der Zeit, als diese Nachricht zuerst gegeben wurde, fingen der Rücken und die Schultern an sich mit weißen Streifen zu zeichnen, so daß es vielleicht noch ganz weiß wird. Mehrere Thierärzte aus der Schule von Alfort haben dieses seltene Chamäleon besucht.

„Eine junge Dame von lebhaftem Temperament wünscht ihre Tugend in einer Brandassekuranz zu versichern; Gesellschaften, welche Lust haben, sich darauf einzulassen, wollen gefälligst ihre Anerbietungen an Demoiselle R. in Y., poste restante, gelangen lassen." X.